

VALENTIN MERKELBACH

„Vielleicht war das Anderssein nur unten im Tal, in der Ebene leicht“*Joseph Zoderer: Die Walsche*¹**Was wird erzählt?**

Olga kehrt in ihr südtiroler Bergdorf zurück, um die Beerdigung des Vaters vorzubereiten. Sie ist als junges Mädchen mit der Mutter weggegangen und lebt seitdem in der Stadt. Nach dem Tod der Mutter lernt sie einen Italiener kennen und ist seitdem für die Deutschen „die Walsche“, die die Heimat verrät und dem Dorf und dem Vater, dem Dorfschullehrer, Schande gebracht hat.

Olga muss zur Vorbereitung des Begräbnisses Kontakt aufnehmen zu verschiedenen Leuten im Dorf und erinnert sich in dieser Zeit an ihre Kindheit. Schon in der Schule war sie „die Walsche“, weil sie brav ihre Italienisch-Aufgaben machte. Sie erinnert sich an die Stellung des Vaters, die wachsende Entfremdung der Eltern, den Weggang mit der Mutter. Sie erlebt noch einmal, wie der Vater, mit dem sie in Kontakt blieb, immer mehr vereinsamte, auch wenn er sich mit der Hausmeisterin der Schule zusammensetzte und mit ihr ein Kind bekam. Olgas Halbbruder Florian ist spastisch behindert, wird immer wieder von Anfällen heimgesucht und ist der „Krüppel“ im Dorf.

In die Kindheitsgeschichte im Dorf mischen sich die Erinnerungen an die Zeit in der Stadt: das bescheidene Leben der Mutter als Fabrikarbeiterin, das Leben mit Silvano, dem italienischen Freund, der sich als Student politisch einmischte und zuletzt immer mehr resignierte, der mit Olga zusammen eine Bar betreibt und da immer umgeben ist von seinen zahlreichen italienischen Freunden. Olga erinnert sich, wie sie versucht hat und immer noch versucht, ihre starke Prägung durch das Dorf in Einklang zu bringen mit dieser ganz anderen südländischen Kultur, wie bei ihr, bemüht zwar, die fremde Sprache immer besser zu erlernen, doch die Distanz wächst, auch zu Silvano, den sie noch liebt, der sich lange schon ein Kind wünscht und den sie doch verlassen möchte, ohne zu wissen, wie es danach weitergehen soll.

Wir erfahren aus der Sicht Olgas, wie das Dorf Abschied nimmt von seinem Lehrer, wie der Vater in den letzten Jahren immer mehr zum Trinker geworden war und nach einem Besuch im Dorfgasthaus tot auf einer Bachböschung gefunden wurde. Olga erlebt die große „Anteilnahme“ des Dorfes am Begräbnis des Lehrers und die Demütigung danach, wenn die ins Gasthaus Geladenen den von der „Walschen“ angebotenen „Leichenschmaus“ verweigern. Als beim Hinausgehen ein betrunkenen Bauer den Halbbruder fast zu Fall bringt, verabschiedet sie sich mit einer Ohrkeife. „Sie holte mit dem Handrücken weit aus, kam aber nicht bis zu dem

Betrunkenen heran, sondern streifte nur die vorgeneigte Stirn des alten Ploser“.
(S. 120)

Der Roman endet:

„Als sie sich in ihren Wagen setzte, sah sie durch das Scheibenglas die weißgrünen Flechten am Lattenzaun vor dem Holzschuppen und dahinter die Wiese bis zum Wald, Vaters Welt, in milchiger Dämmerung. Sie startete den Motor und legte den Rückwärtsgang ein, bevor sie aber den Fuß von der Kupplung nahm, beugte sie den Kopf zum Lenkrad hinunter und küsste den Rücken ihrer Hand.“ (S. 121)

Wie wird erzählt?

„Sie hatte Silvano zuletzt anschreien müssen: *Bleib dabei, hier endlich verstand und daheim blieb im italienischen Stadtteil, der von den Deutschen Schanghai genannt wurde.*“ (S. 7) Mit diesem unvermittelt einsetzenden Romananfang sind wir fast schon am Ende der Geschichte. Es beginnt die kurze Zeit im Bergdorf, in der Olga das Begräbnis des Vaters vorbereitet. Dieser Anfang ist zugleich die erste Rückwendung aus der Erzählgegenwart. Olga erinnert sich an den Abschied von Silvano, der sie auf ihrer schwierigen Fahrt begleitet und am Begräbnis teilnehmen wollte und den sie schroff zurückweist, „um nicht noch mehr Schevereien zu haben“ und „um ihn Belästigungen zu ersparen“ (S. 7). Der zweite Satz nennt dann Ort und Zeit dieser Rückwendung: „Ich bin ein feiges Luder, sagte sie litaneienhaft vor sich hin, fast im Rhythmus des Rosenkranzgebetmals, das aus dem Nebenzimmer, wo sie ihren Vater, den Lehrer, aufgebahrt hatten, in die Stube hereindrang.“ (S. 7)

Das ist die Zeitstruktur des Romans. Die Rückwendungen oder Rückblenden geschehen nun nicht in einer chronologischen Reihe nach vorne oder zurück, sondern assoziativ, initiiert von den aktuellen Erlebnissen und Ereignissen im Dorf.

Der Tod des Vaters zwingt Olga zu handeln und das Nötige für das Begräbnis zu veranlassen. Er zwingt sie aber gleichzeitig, wie in einem Detektivroman erinnernd die Spuren zu verfolgen, die zu diesem tragischen Ende „auf der Böschung des Kirchbaches“ führen. Dabei geht es nicht darum, einen Schuldigen ausfindig zu machen, sondern ein wenig Licht in ein dunkles Verhängnis zu bringen, in das sie selbst von Kindheit an verstrickt ist und das ganz aktuell auch ihre Beziehung zu Silvano überschattet und zu vergiften droht, und zwar so sehr, dass sie, die „Walsche“, ihn im Streit einen „Walschen“ nennt.

Während der Tod des Vaters das Hauptmotiv des Romans in der Erzählgegenwart darstellt und auch die Erinnerung an die Zeit davor initiiert, gibt es in dieser Zeit davor zwei zentrale Motive: der Weggang der Mutter mit Olga zusammen und Olgas Missachtung der strengen ethnischen Barriere, als sie Silvano kennen lernt und dadurch für das Dorf zur „Walschen“, zur Verräterin, wird. Beide Ereignisse verdüstern auch das Leben des Vaters. Die Mutter tut, um einer unerträglich werdenden

Ehe zu entkommen, das, wovon ihr Mann immer nur und ganz emphatisch gesprochen hat: „Hinaus in die Welt, nichts als hinaus in die Welt.“ (S. 8)

Die Tochter, die draußen in der „Welt“ zu den „Wälschen“ „überläuft“, treibt den Vater dann endgültig in die Enge, lähmt ihn und macht ihn unfähig, seinem unglücklichen Leben im Dorf noch eine Wende zu geben. Während er zu leben gezwungen ist, wo er nicht leben will und doch keinen Ausweg findet für dieses Fremdsein in der lauthals gepriesenen „Heimat“, erfährt Olga, die Kontakt zum Vater behält, bei Silvano und seinen Freunden schmerzlich, wie schwer es ist zu gehen und die Brücken hinter sich abzurechen. Und doch zeigen ihr die Tage der Rückkehr ins Dorf, dass sie endgültig gehen muss, um die destruktive Angst des Dorfes vor dem Fremden hinter sich zu lassen. – eine Angst, die sich in Hass gegen die „Wälschen“ äußert und die ihre Liebe zu Silvano zu verderben droht.

Das Romanende deutet zaghaft an: Olga weiß, dass sie unter „ihren“ Leuten nicht mehr leben kann, dass aber das Leben im Dorf, ihre Kindheit, ein Teil von ihr ist, mit dem sie in ihrem neuen Leben in der Stadt, mit oder vielleicht auch ohne Silvano, ins Reine kommen muss. Wird Olga, das ist die offene Frage zuletzt, akzeptieren können, dass sie unter Silvanos Freunden keine Italienerin werden kann, auch wenn sie deren Sprache immer besser sprechen wird, dass ihr Fremdsein ihr Eigenes ist, das sie einzubringen hat in das Zusammenleben zweier Kulturen? Das Buch stellt im individuellen Schicksal Olgas die Frage, wie Fremdsein ohne Angst vor dem Fremden und ohne den Zwang zur Preisgabe des Eigenen gelebt werden kann.

Die Antworten auf diese Frage bleiben den Leserinnen und Lesern überlassen; denn die Perspektivfigur, durch die alles wahrgenommen und reflektiert wird, Olga, hat, bei allem Klagen, was sie denkt und empfindet, vor allem Probleme und keine Lösungen. Mit der Glaubwürdigkeit der Protagonistin und der konsequenten Gestaltung der personalen Erzählsituation steht und fällt allerdings die ästhetische Glaubwürdigkeit des Buches und seines Autors. Auch wenn Olga dem Autor sehr nahe stehen mag und offensichtlich seine Sympathie genießt, so scheint sie doch eine Romanfigur zu sein, die auf eigenen Beinen geht und keineswegs den Eindruck erweckt, nur ein Medium des südtiroler Autors zu sein, um mit der „heilen“ Welt der Bergbauern abzurechnen.

Die stark assoziative Sprache, die sich in immer neuen erweiternden, einschränkenden, präzisierenden Nachträgen und Einschüben bewegt, zeichnet die Blickrichtung und die dem Wahrgenommenen hinzugefügten Überlegungen Olgas nach. Immer wieder geht die dominante Erzählweise des Berichtens in die Wiedergabe innerer Vorgänge über. Es ist dies, durch die personale Erzählsituation bedingt, eine der Protagonistin anempfundene Sprache. Auch die Gedanken und Empfindungen Olgas werden nicht im inneren Monolog, sondern als erlebte Rede wiedergegeben.

„Heute würde sie nicht von sich sagen können, daß sie verliebt sei. Aber sie könnte Silvano auch nicht vormachen, und sich am allerwenigsten, daß sie ihn nicht liebt ...“ (S. 48)

„Sie hätte mehrmals Gelegenheit gehabt, mit ihr zu reden, aber sie hatte nicht reden wollen, so, wie sie mit ihrem Vater seit ihrer Mädchenzeit kein wirkliches Gespräch mehr geführt hatte, nicht mehr hatte führen wollen. Nur mit Silvano hatte sie geredet und geredet und wieder geredet, mit allen nur möglichen Worten, und langsam war sie vom Reden ebenso wie vom Nichtreden krank geworden.“ (109f.)

Wie wurde der Text rezipiert?

Bei manchen Formulierungen kann man davon ausgehen, dass Olga so nicht gesprochen hätte, ja so ihre Wahrnehmung nicht hätte zum Ausdruck bringen können, etwa in metaphorischen Wendungen wie „Aber ein Familienfest war das nicht, es war immer nur ein Stehen unter der Regenraufe gewesen für sie und für ihn“ (S. 32). Ob das legitim ist oder die Figur beschädigt, darüber lässt sich streiten und wird unter den Kritikern auch gestritten. Hans Bender² etwa, der den Roman sehr positiv rezensiert, stellt fest, Zoderer lasse „seine Protagonistin beobachten, sagen, empfinden, reflektieren, was er als Autor beobachtet, sagt, empfindet, reflektiert – und was oft weit über den Bildungsgrad der Romangestalt“ hinausgehe. Das sei tolerabel, solange „sich die Beschreibung mit dem begnügt, was die Augen sehen“, werde jedoch problematisch, „wenn die Beschreibung aus dem Drang nach Erklärungen“ sich umsetze „in eine abstrakt-essayistische Sprache“, – wofür Bender allerdings keine Belege zitiert. Für Josef Quack³ ist Zoderers Sprache „prägnant und anschaulich“ und „ausdrucksfähig genug, um scharf erfasste Realitätspartikel wiedergeben, um vor allem die körperlichen Empfindungen der Figuren benennen zu können“. Dass es eine der Hauptfigur zugesprochene Sprache ist, ist für Quack mit der personalen Erzählsituation durchaus vereinbar und kein ästhetisches Problem; auch nicht für Christoph König⁴, der zum Sprachstil des Romans insgesamt notiert:

„Asyndetisch gereichte und oft rhythmisierte Sätze und Satzglieder, Appositionen, elliptische Einschübe, parallele und über Variationen weiterverknüpfte Satzkonstruktionen, rhetorische Wiederaufnahmen von in komplexen Sätzen verlorengegangenen Ausgangspunkten ergeben einen fließenden, räumlichen Stil, der – sensibel die jeweiligen Motive nachempfindend – ein Auseinanderfallen der Bewußtseinssegmente verhindert.“⁵

Seinen ersten, noch wenig beachteten Roman, „Das Glück beim Händewaschen“⁶, der ganz eng an Kindheitserfahrungen des Autors anschließt, schreibt Zoderer in der Ich-Form. („Auf der letzten Station vor der Schweizer Grenze sah ich das Gesicht meines Bruders zwischen zwei Waggons verschwinden“). Es ist die Geschichte eines jungen Südtirolers, der nach dem zweiten Weltkrieg in ein von Patres geleitetes Schweizer Internat gebracht wird. Der Text ist, literarisch kaum verfremdet, die Geschichte des Autors Joseph Zoderer. In „Die Walsche“ ist es eine fünf- unddreißigjährige Frau, die nicht selber spricht, sondern in deren Perspektive eine Kindheit und Jugend in Südtirol wahrgenommen und reflektiert wird. Motiviert ist diese ganz andere Perspektivierung, das lässt sich auch am Sprachstil zeigen, offen-